

Habitus und Hermeneutik, Konnotation und Implikation

Einige analytische Vorschläge, entwickelt an einem literarischen und einem politischen Beispiel

Von Gerald Mozetič

I. Hermeneutik und Habitus – einige konzeptuelle Überlegungen

Spielarten der Hermeneutik

Das Erkenntnisziel der nachstehenden Ausführungen ist es, durch eine genaue Analyse von zwei Beispielen, einem literarischen und einem politischen, zu neuen Einsichten über die darin beschriebenen Phänomene zu gelangen (die insofern also nicht ganz willkürlich gewählt wurden), damit zugleich aber auch die Möglichkeiten einer hermeneutisch verfeinerten Habitusanalyse anzudeuten und plausibel zu machen. Ein solches Unterfangen sieht sich im gegebenen Rahmen freilich mit der nicht geringen Schwierigkeit konfrontiert, auf eine ausführliche Befassung mit diversen Spielarten oder Konzepten von Hermeneutik und Habitus und daher auf eine klare Verortung des eigenen Zugangs in einem doch sehr breiten Forschungsfeld verzichten zu müssen. Einleitend sollen, gleichsam als schwacher Ersatz, zumindest ein paar Überlegungen zur Relevanz der Hermeneutik für die Soziologie und das Konzept des Habitus angestellt werden, die für die Auseinandersetzung mit dem hier gewählten Zugang vielleicht hilfreich sein können.

Auf die lange Geschichte der Hermeneutik seit der griechischen Antike kann hier nur verwiesen werden.¹ Systematisch von besonderer Bedeutung für die neuere, im 19. Jahrhundert einsetzende Diskussion zur Hermeneutik ist das Werk Schleiermachers² – mit diesem wird der Übergang von einer Praxis der Auslegung von (in erster Linie „heiligen“ und juristischen) Texten zu einer allgemeinen Theorie der Interpretation assoziiert. Ein gesteigertes Bedürfnis nach einer solchen Theorie stellte sich ein, als, wie etwa bei Wilhelm Dilthey, die Kritik am Positivismus mit dem

1 Für eine erste orientierende Zusammenfassung vgl. dazu etwa den Artikel „Hermeneutik“ in: Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Unter ständiger Mitwirkung von Siegfried Blasche [u. a.]; in Verbindung mit Gereon Wolters herausgegeben von Jürgen Mittelstrass. 4 Bände. Bd. 2: H–O. Stuttgart; Weimar: Metzler 2004, S. 85–90.

2 Friedrich D. E. Schleiermacher: Hermeneutik und Kritik mit besonderer Beziehung auf das Neue Testament. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse und nachgeschriebenen Vorlesungen. Herausgegeben von Friedrich Lücke. Berlin: Reimer 1838. (= Friedrich Schleiermacher's literarischer Nachlass. Zur Theologie. 2.) Als eine rezente Edition (mit einer sehr lesenswerten Einleitung) sei genannt: Friedrich D. E. Schleiermacher: Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers. Herausgegeben und eingeleitet von Manfred Frank. 4. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 211.)

Gegenprogramm einer „verstehenden“ Geisteswissenschaft verbunden wurde. Als hermeneutisch ausgerichtet kann man all jene Ansätze nennen, die gegen einen nach dem Vorbild der Naturwissenschaften entworfenen Positivismus die methodische Unverzichtbarkeit des Verstehens von Sinn oder Bedeutung betonen. Die nur so erschließbaren „Objektivationen des Geistes“ konstituieren aber die geschichtlich-gesellschaftliche Welt des Menschen, und deren wissenschaftliche Erforschung stellt und fällt gleichsam mit dieser eigenständigen Methodologie des Verstehens.

In der Soziologie angekommen ist die Methode des Verstehens mit Max Weber, und seit seinen wegweisenden Ausführungen zur „verstehenden Soziologie“ ist viel Denkarbeit darauf verwandt worden, auf diesen Grundlagen weiter zu bauen und durch Verfeinerungen, Modifikationen und Operationalisierungen einzulösen, was Webers Programm einer verstehenden *und* erklärenden Soziologie in Aussicht stellte. Es war freilich nicht allein der spezifische Zuschnitt des Weber'schen Denkens, der in der Entwicklung des Faches das Streben nach hermeneutisch elaborierten Modellen beförderte; alles, was in die Richtung einer „interpretativen“ Soziologie weist, geht – bei allen Unterschiedlichkeiten im einzelnen – von der Prämisse aus, es sei nötig, Sinnzuschreibungen und Situationsdefinitionen zu rekonstruieren, um überhaupt die soziale Welt der Menschen empirisch adäquat erfassen zu können.³

Es soll hier nicht der Eindruck erweckt werden, diese Perspektive habe sich in der Soziologie völlig durchgesetzt und gleichsam monopolistisch das Aufgabenfeld soziologischer Forschung abgesteckt. Wenn es in der Soziologie etwa um die Analyse von Sozialstrukturen, sozialen Systemen oder kumulativen nicht-intendierten Effekten von Handlungen geht, um langfristigen sozialen Wandel oder Theorien der Moderne, so wäre es ein subjektivistischer Reduktionismus, sich darauf zu beschränken, welche Vorstellungen Menschen von ihrem Tun haben. Schon Alfred Schütz hatte im direkten Anschluss an Weber zum zentralen „Thema aller Wissenschaften von der Sozialwelt“ erhoben, „einen *objektiven Sinnzusammenhang von subjektiven Sinnzusammenhängen*“ herzustellen.⁴ Damit konnten freilich jene wenig anfangen, denen das zu sehr nach philosophischer Fundamentalanalyse phänomenologischen Zuschnitts klang, die so viele erkenntnistheoretische Vorfragen klären will, dass sie nie bis zu einer empirischen Analyse vorstößt. Und zudem gibt es in der Soziologie wichtige theoretische Positionen, die von ganz anderen Prämissen ausgehen, wie etwa der Funktionalismus und die Systemtheorie. Auch wenn wir von jenen soziologischen Ansätzen absehen, in denen der Mensch eigentlich gar nicht

3 Vgl. als einen vielbeachteten Einführungstext, der den Stand der 1970er Jahre repräsentiert: Anthony Giddens: *Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung*. Aus dem Englischen von Wolfgang Föste. Frankfurt am Main; New York: Campus 1984. (= Campus Studium. 557.) In jüngerer Zeit hat es einen starken Aufschwung des interpretativen Ansatzes gegeben, sowohl in der Theoriediskussion als auch auf der Ebene der qualitativen Methoden; mehr dazu gleich im Text.

4 Alfred Schütz: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1974. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 92.)



mehr vorkommt, weil es z. B. nur mehr um Kommunikation oder soziale Systeme geht, bleibt die große, hier in der Formulierung von Berger/ Luckmann ausgedrückte Frage: „Wie ist es möglich, daß subjektiv gemeinter Sinn zu objektiver Faktizität wird? Oder, in der Terminologie Webers und Durkheims: Wie ist es möglich, daß menschliches *Handeln* (Weber) eine Welt von *Sachen* hervorbringt?“⁵

Die soziologische Hermeneutik oder der hermeneutische Ansatz in der neueren Soziologie ist als ein Versuch zu begreifen, nicht bei der sozialen Ontologie der Sinnstrukturen stehen zu bleiben, sondern aus ihr die forschungsmethodischen Konsequenzen zu ziehen und so ein Analyseinstrumentarium zu entwickeln, mit dem der mehr oder minder ausgeprägte Kryptopositivismus der vorherrschenden Variablensoziologie überwunden werden kann. Versucht man etwa, sich methodisch in einem Einführungsband „Sozialwissenschaftliche Hermeneutik“⁶ einen ersten Überblick zu verschaffen, stößt man auf eine ganze Menge von „Verfahren“, die in drei Abschnitten vorgestellt werden: „Kulturtheoretisch orientierte Verfahren“ (worumter die „Objektive Hermeneutik“, die „Deutungsmusteranalyse“, die „Bildinterpretation als struktural-hermeneutische Symbolanalyse“ und die „Wissenssoziologische Hermeneutik“ subsumiert werden); sodann „Biographieanalytisch applizierte Verfahren“ (worunter die „Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentationen“, die „Geschichtenhermeneutik“, die „Dokumentarische Methode“ und die „Tiefenhermeneutik“ figurieren); und schließlich „Textstrukturell interessierte Verfahren“ (näher spezifiziert als „Ethnomethodologische Konversationsanalyse“, „Gattungsanalyse“, „Diskursanalyse“ und „Ethnographische Semantik“).

Dieses große hermeneutische Angebot lässt sofort die Frage nach dem Gemeinsamen akut werden, das alle diese Varianten teilen, sodass es gerechtfertigt erscheint, sie unter dem Etikett einer „sozialwissenschaftlichen Hermeneutik“ zusammenzufassen. Es ist auch nicht von vornherein klar, in welchem Verhältnis diese Analyseverfahren zueinander stehen, ob sie in Konkurrenz stehen oder als komplementär zu begreifen sind. Ohne hier darauf eine Antwort geben zu können, sei aber doch auf den Superioritätsanspruch aufmerksam gemacht, den beispielsweise Ulrich Oevermann mit seiner „Objektiven Hermeneutik“ erhebt, die übrigens schon in der Bezeichnung die Abwendung von einer Rekonstruktion des subjektiven Sinns andeutet. Oevermann wendet sich gegen das „intentionalistische“ Vorurteil, Intentionen zu unterschieben, „wo zunächst nur Bedeutungen vorliegen“.⁷ Überhaupt ist ihm wichtig, dass sein „Verfahren des rekonstruierenden Textverstehens mit einem verstehenden Nachvoll-

5 Peter L. Berger und Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Mit einer Einleitung zur deutschen Ausgabe von Helmuth Plessner. Aus dem Amerikanischen von Monika Plessner. Frankfurt am Main: Fischer 1969. (= *Conditio humana.*) S. 20.

6 Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Herausgegeben von Ronald Hitzler und Anne Honer. Opladen: Leske & Budrich 1997. (= Uni-Taschenbücher. 1885.)

7 Ulrich Oevermann [u. a.]: Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Interpretative Ver-

zug innerpsychischer Prozesse [...] nichts zu tun hat“ (Oevermann, S. 381). In klarer Abgrenzung gegenüber soziologischen Handlungstheorien, deren „Begriff von sozialer Realität auf die Ebene der subjektiv intentionalen Repräsentanzen“ beschränkt bleibt (Oevermann, S. 368), ist hier die Rede von der „Realität der objektiven Bedeutung oder der latenten Sinnstrukturen von Texten“. Dabei wird der „Begriff des Textes sehr weit als die Klasse von in welchem Medium auch immer protokollierten Handlungen“ gefasst (Oevermann, S. 369). Wie umfassend der Anspruch Oevermanns ist, wird aus einem weiteren Zitat klar, nämlich der

„Auffassung, daß die Soziologie als Erfahrungswissenschaft objektiver sozialer Strukturen Interaktionstexte zum zentralen Gegenstand hat und als eine so begriffene Textwissenschaft zugleich eine theoretische Klammer für die Wissenschaften vom Handeln, für die Sozial-, Kultur-, Geistes- und Wirtschaftswissenschaften fungieren kann.“ (Oevermann, S. 381–382)

Da „ein Text, wenn er einmal produziert ist, eine eigengesetzliche, mit eigenen Verfahren zu rekonstruierende soziale Realität konstituiert, die weder auf die Handlungsdispositionen und psychischen Begleitumstände auf seiten des Sprechers noch auf die innerpsychische Realität der Rezipienten zurückgeführt werden kann“ (Oevermann, S. 379),

gelangt Oevermann zu einer Konzeption vom Sozialen, die in gewissen strukturellen Merkmalen, wie er auch selbst registriert, mit der Durkheimschen Gegenstandsbestimmung übereinstimmt. Nicht zuletzt gab diese Charakterisierung Anlass zur Kritik der objektiven Hermeneutik. Diese Hinweise auf eine objektive Hermeneutik illustrieren jedenfalls sehr deutlich, dass ein hermeneutischer Ansatz nicht auf den subjektiven Sinn zentriert sein muss. Es erscheint ganz plausibel, die „Eigenbedeutung“ von Texten zu betonen, in denen immer mehr oder anderes zum Ausdruck kommt, als ein Textproduzent intentional mit ihnen verbindet.

In den nachstehenden Analysen wird ohne „Bekennnis“ zu einer der Varianten sozialwissenschaftlicher Hermeneutik am „Material“ gearbeitet, wobei die Stringenz der Argumentation beurteilt werden können sollte, ohne eine solche Zuordnung vor Augen zu haben. Ob etwaige Fehler, die in der Analyse unterlaufen sein mögen, durch die Bezugnahme auf ein bestimmtes hermeneutisches Verfahren korrigiert werden können, soll zunächst offen bleiben.

Zur Habitusanalyse

Gibt man im Internet unter „www.buchhandel.de“ das Stichwort „Habitus“ ein, werden 99 Buchtitel angezeigt [Stand 2009-10-28]. Unternehmer und Steuerhinterziehende haben ebenso einen Habitus wie Jugendliche und Mitläufer in Nazi-deutschland. Es scheint also eine ziemlich inflationäre Verwendung des Terminus

fahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Herausgegeben von Hans Georg Soeffner. Stuttgart: Metzler 1979, S. 352–433, hier S. 359. Im Folgenden als Fließtextzitat.



„Habitus“ in Gebrauch gekommen zu sein.⁸ Für das soziologische Verständnis von „Habitus“ waren insbesondere die Arbeiten von Norbert Elias und Pierre Bourdieu maßgeblich. Wie bei der Hermeneutik muss auch hier ein abkürzendes Verfahren der Darstellung gewählt werden, wobei es zweckmäßig sein dürfte, einige für die nachstehenden Analysen besonders wichtige systematische Gesichtspunkte aufzulisten:

(1)

Ein soziologisches Habitus-Konzept muss es ermöglichen, jene Besonderheiten sozialer Praxis zu erfassen, die weder durch eine klassische Handlungstheorie noch durch makrostrukturelle Parameter in den Blick kommen können, nämlich den „Erzeugungsmodus der Praxisformen“.⁹ Dieser Erzeugungsmodus („Modus operandi“) beruht auf dauerhaften Dispositionen, die durch spezifische Prägungsprozesse erworben werden. Das bezieht sich einerseits auf „Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata“ (Bourdieu), andererseits auf die körperliche Präsenz einschließlich der motorischen Schemata in Gestik, Mimik usw. (was Bourdieu „Hexis“ nennt) und der Art und Weise, wie Emotionen verkörperlicht werden.

(2)

Ein Habitus prägt eine Person umfassend, weil er als ein „System generativer Schemata“¹⁰ die Festigkeit konstitutiver (weitgehend unbewusster) Regeln mit dem Möglichkeitsraum situativer Ausführungsvarianz verbindet, wobei letztere für das Bewusstsein von Wahlfreiheit zwischen Optionen sorgt, während erstere präzise eingrenzen, worauf sich diese Wahlfreiheit überhaupt erstrecken darf. Diese Trennung zwischen dem, was einer Person versperrt bleibt, und dem, was ihr offen steht, lässt gleichsam nichts unberührt.

(3)

Ausgeblendet bleibt hier, ob das Habitus-Konzept so allgemein gefasst werden soll, dass es sowohl, wie bei Bourdieu im Vordergrund stehend, die Erfassung von klassenspezifischen, feinen und manchmal gar nicht so feinen Unterschieden als auch,

8 Für einen ersten Überblick vgl. Beate Kraus und Gunter Gebauer: Habitus. 2. Aufl. Bielefeld: transcript 2008. (= Einsichten: Themen der Soziologie.)

9 Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976, S. 164. Der Bezug auf Pierre Bourdieu impliziert nicht die Übernahme seines Ansatzes; dieser kann hier in extenso ohnehin nicht besprochen werden. Ich greife daher nur jene Ideen auf, die für meine konkreten empirischen Analysen von besonderer Bedeutung sind. Nebenbei bemerkt: Wie umfangreich das Oeuvre Bourdieus ist, kann man nachlesen unter <http://hyperbourdieu.jku.at>, wo „An All-Inclusive-Documentation“ geboten wird, „[e]ine umfassende, kontextorientierte und referentielle Bibliographie und Mediendokumentation aller Werke und Äußerungen von Pierre Bourdieu“, die ca. 1.800 Veröffentlichungen nachweist.

10 Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 685.) S. 279.

wie von Norbert Elias in seinen *Studien über die Deutschen* vorgeführt,¹¹ die Identifizierung nationaler Spezifika erlaubt. Es wäre jedenfalls zu oberflächlich, sich nur auf einen Versuch definitorischer Klärung zu beschränken – ohne eine Einbettung in die gesamte Theoriearchitektur bleibt das Verständnis von Begriffen ungenügend.

(4)

Eine wissenschaftlich fruchtbare Verwendung des Habitus-Begriffs setzt voraus, für jede durch ihn bezeichnete Merkmalsdimension auch einen empirischen Zugang zu finden, der als methodisch adäquat und damit akzeptabel erscheint. Bezieht man diese Forderung auf die Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata sowie auch die Körperschemata, stellt sich einerseits, sofern es sich insgesamt um ein Dispositionssystem handelt, die grundsätzliche Frage nach der Erforschung von Dispositionen, andererseits ist aber Körperlichkeit in einer Weise beobachtbar, wie das für Wahrnehmungs- und Denkweisen so nicht zutrifft. Dispositionen sind jedenfalls nicht direkt beobachtbar, sie werden unter situativen Gegebenheiten aktualisiert, sie kommen in Handlungen zum Ausdruck und schlagen sich daher auch in Handlungsergebnissen nieder. Aber wie kann eine nicht-willkürliche Zuordnung von Dispositionen zu Handlungen vorgenommen werden? Wie können Wahrnehmungs- und Denkschemata systematisch am besten rekonstruiert werden?

Mit der Auswahl der beiden nachstehend diskutierten Beispiele versuche ich, zwei höchst unterschiedliche Varianten hermeneutischer Habitusanalyse vorzustellen. Während im ersten, dem literarischen „Fall“ der analysierte Text selber reichlich Auskunft über die Wahrnehmungs- und Denkweisen einer Person gibt, sodass also die Analyse gleichsam nur eine weitere Reflexionsebene einzieht, verhält es sich im zweiten, dem politischen „Fall“, ganz anders. Hier ist gar nichts explizit gemacht, hier wird auf einem Wahlplakat ein seltsam „offener“ Text gewählt, der ohne indexikalische Entschlüsselung, ohne Kontextinterpretation unverständlich bliebe. Da man wohl ausschließen kann, auf einem Wahlplakat solle bewusst eine unklare Botschaft vermittelt werden, war hier das Vertrauen auf eine ganz bestimmte Decodierung offensichtlich sehr groß, also auf eine Interpretation, die für die wahlwerbende Partei spricht. Analytisch aufzudecken ist daher eine „implizite“ Hermeneutik, von der auf den Habitus geschlossen werden kann.

II. Das literarische Beispiel: Hagauers „Verfahren der Knöpfe“

In unserem ersten, dem literarischen Beispiel wird beschrieben, wie Hagauer, ein hoch geschätzter Pädagoge, auf die briefliche Mitteilung reagiert, seine Frau wolle sich von ihm scheiden lassen. Ehe wir zur Analyse dieser Passagen kommen, gilt es

¹¹ Norbert Elias: *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*. Herausgegeben von Michael Schröter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2005. (= Norbert Elias: *Gesammelte Schriften*. 11.)



noch eine Schwierigkeit zu bedenken, die mit dem hier gewählten Verfahren unweigerlich verbunden ist und den Wert einer solchen Untersuchung stark zu beeinträchtigen scheint. Was uns Robert Musil mit der Figur Hagauer vorführt, gewinnt seine positionale Bedeutung erst im breiten Spektrum an Lebensmöglichkeiten, die in seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* ausgebreitet werden. Insofern setzt sich eine Analyse, die auf einzelne, wenn auch umfangreiche Zitate beschränkt bleibt, dem berechtigten Einwand aus, isoliert zu behandeln, was doch nur durch eine Kontextualisierung in seiner Bedeutung erschlossen werden kann. In der Sprache Bourdieus ausgedrückt, fehlt so die Beschreibung des Feldes, innerhalb dessen der Habitus wirkt; was die Gefahr in sich birgt, ihn auf bloße Persönlichkeitseigenschaften zu reduzieren. Diese Kritik kann man nicht durch eine rhetorische Präambel entkräften – und so mache ich mich jetzt ans Werk, ohne vorab darüber zu spekulieren, ob die nachstehenden Analysen von einer solchen Kritik getroffen werden.

Hagauer, so die Ausgangssituation unseres Beispiels, ist völlig überrascht von den Scheidungsabsichten seiner Frau Agathe und weiß sich zunächst darauf keinen Reim zu machen; dann aber greift er auf Bewährtes zurück:

„Aber in Hagauers Leben hatte schon wiederholt das bestens bekannte ‚Verfahren der Knöpfe‘ Erfolg gehabt, und er benutzte es auch diesmal. Es besteht darin, daß man auf seine Gedanken methodisch einwirkt, und zwar auch vor erregenden Aufgaben, ähnlich wie ein Mensch an seinen Kleidern Knöpfe annähen läßt, weil er nur Zeitverluste zu beklagen hätte, wenn er vermeinte, jene ohne diese rascher vom Leib zu bringen. Der englische Schriftsteller Surway zum Beispiel, dessen Arbeit darüber Hagauer heranholte, weil es ihm auch im Kummer wichtig blieb, sie mit seiner eigenen Anschauung zu vergleichen, unterscheidet fünf solcher Knöpfe im Vorgang des erfolgreichen Denkens:

a) Beobachtungen an einem Ereignis, die eine Schwierigkeit in seiner Deutung unmittelbar empfinden lassen; b) die nähere Umgrenzung und Feststellung dieser Schwierigkeiten; c) die Vermutung einer möglichen Lösung; d) die vernunftgemäße Entwicklung der Folgen dieser Vermutung; e) weitere Beobachtung für ihre Annahme oder Ablehnung und damit Erfolg des Denkens.“¹²

Es ist auf Anhieb kaum zu sagen, ob und wenn ja, in welchem Verhältnis sich in der Denkwelt Hagauers wissenschaftlich-rationale und bürokratisch-regelgeleitete Elemente mischen – jedenfalls handelt es sich bei dieser „Zuflucht“ zu den fünf „Knöpfen“ um eine Verhaltensweise, die gleichsam auf das universelle Lösungspotential einer Formel setzt, mit der man alles bewältigen kann, was das Leben an Prüfungen und Herausforderungen auch immer bringen mag.¹³ Mit schärferer Akzentuierung

12 Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Herausgegeben von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978, S. 949. Im Folgenden als Fließtextzitat.

13 In der Musil-Forschung ist natürlich auch die Figur Hagauer eingehend untersucht worden. Vgl. dazu etwa aus neuester Zeit Olav Krämer: *Denken erzählen. Repräsentationen des Intellekts bei Robert Musil und Paul Valéry*. Berlin [u. a.]: de Gruyter 2009. (= *Spectrum Literaturwissenschaft*. 20.) [Vorher: Freiburg, Univ., Diss. 2008.] S. 209–211, wo darauf

könnte man hinter dieser Pedanterie die Angst vermuten, sich von seinen Emotionen in unkontrollierbarer Weise treiben zu lassen. Aber Hagauer, dem Autor mehrerer Bücher, sagt sein Verstand auch, dass ein auf der Höhe der Zeit stehender Mensch seine Innerlichkeit nicht ignorieren darf; er fühlt sich daher veranlasst

„auf das [zu] horchen, was dabei aus der größten Tiefe seines Inneren vernehmlich wird. Vorsichtig hielt er seine Überlegungen an, starrte auf den verwaisten Wandkalender und lauschte in sich hinein; nach einer Weile antwortete ihm denn auch eine Stimme, die von innen aus einer unter dem bewußten Denken liegenden Tiefe kam, genau das, was er sich schon gedacht hatte: die Stimme sagte, daß er sich ein derart unbegründetes Ansinnen wie das Agathes schließlich denn doch nicht bieten zu lassen brauche!“ (Musil, S. 950)

Zweifellos wird man die zitierten Stellen als Beleg für die „Ironie“ Musils heranziehen können.¹⁴ Musil hat explizit formuliert, was er unter der von ihm angestrebten „konstruktiven Ironie“ versteht.¹⁵ Dies ernst genommen, kann eine Figur wie Hagauer nicht auf einen bornierten Schulmeister reduziert werden. Dessen Bemühen um eine möglichst gründliche Analyse, um einen rationalen Umgang mit den Herausforderungen des Lebens rückt ihn durchaus in die Nähe Ulrichs, des Mannes ohne Eigenschaften, und es ist erst auf der Grundlage dieser Gemeinsamkeit möglich, die entscheidenden Differenzen zu sehen. Hagauer ist aus der Sicht Ulrichs nicht zu kritisieren, weil er methodisch vorgeht, sondern weil er gleichsam mechanistisch standardisierte Regeln überall anzuwenden sucht, sei es nun das Erlernen des Tennisspiels oder die Bewältigung von Eheproblemen, ohne sich Gedanken darüber zu machen, wodurch sich die einzelnen Problemfelder voneinander unterscheiden und wo die Grenzen eines Problemlösungsalgorithmus liegen, also ohne auf die Adäquatheitsbedingungen für dessen Anwendung zu reflektieren – und daher auch ohne die Notwendigkeit zu empfinden, sich das Innenleben seiner Frau verstehend zu erschließen. Hagauer bildet gleichsam das Gegenstück zu jenen Ingenieuren, von denen sich Ulrich bei seinem zweiten Versuch, ein „bedeutender Mann zu werden“, schließlich abwendet, als er entdeckt, sie würden „den Vorschlag, die Kühnheit ihrer Gedanken statt auf ihre Maschinen auf sich selbst anzuwenden, [...] ähnlich

hingewiesen wird, dass die dem „englischen Schriftsteller Surway“ zugeschriebene Methode der Knöpfe sich inhaltlich beim Pragmatisten John Dewey findet, und zwar in seinem 1910 erschienenen Werk *How We Think*, dt. „Wie wir denken“.

- 14 Krämer spricht von „Satire“ und „Ironie“ als Kennzeichen der Hagauer-Beschreibung Musils (Krämer, Denken, S. 211.); was das „Ironische“ anlangt, dürfte das wohl im Einklang mit Musils Selbsteinschätzung stehen, fraglich erscheint jedoch die Bezeichnung als „Satire“.
- 15 „Ironie ist: einen Klerikalen so darstellen, dass neben ihm auch ein Bolschewik getroffen ist. Einen Trottel so darstellen, dass der Autor plötzlich fühlt: das bin ja zum Teil ich selbst. Diese Art Ironie – die konstruktive Ironie – ist im heutigen Deutschland ziemlich unbekannt. Es ist der Zusammenhang der Dinge, aus dem sie nackt hervorgeht. Man hält Ironie [fälschlich] für Spott und Bespötteln.“ (Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften. Herausgegeben von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978, S. 1939.)



empfundener haben wie die Zumutung, von einem Hammer den widernatürlichen Gebrauch eines Mörders zu machen“ (Musil, S. 38). Agathes Mann ist im Gegenteil der Überzeugung, mit streng wissenschaftlicher Methodik alle lösbaren Probleme des Lebens auch lösen zu können. Insofern steht Hagauer für einen spezifischen Rationalitätstypus, dessen Defizite nicht durch die Weigerung entstehen, die Regeln des wissenschaftlichen Handwerks auf lebensweltliche Probleme anzuwenden.

Eine weitere Insuffizienz Hagauers kommt in der formelhaften Äußerlichkeit zum Vorschein, mit der er sich „entschließt“, seiner inneren Stimme zu lauschen. Hier fehlt ihm jede Reflektiertheit, wie es zu diesem „Innen“ kommt, er stellt sich etwa nicht die folgenden Fragen: Wie ist das Verhältnis von Verstand und Innerlichkeit beschaffen? Was gehört alles zur Innerlichkeit? Ist diese eine autonome Instanz, die für jene Sicherheiten sorgt, die der Verstand nicht herstellen kann? Dass dieses Innere mit einer Stimme aus der Tiefe antwortet, die so völlig das bekräftigt, woran Hagauer nicht ernstlich gezweifelt hatte, ist kein Indiz für die Verlässlichkeit oder Gültigkeit des Gefühls. Was Hagauer verschlossen bleibt, lässt sich durch die Bezugnahme auf eine feine Bemerkung Friedrich Nietzsches deutlich machen:

„Vertraue deinem Gefühle! – Aber Gefühle sind nichts Letztes, Ursprüngliches, hinter den Gefühlen stehen Urtheile und Werthschätzungen, welche in der Form von Gefühlen (Neigungen, Abneigungen) uns vererbt sind. Die Inspiration, die aus dem Gefühle stammt, ist das Enkelkind eines Urtheils – und oft eines falschen! – und jedenfalls nicht deines eigenen! Seinem Gefühle vertrauen – das heisst seinem Grossvater und seiner Grossmutter und deren Grosseltern mehr gehorchen als den Göttern, die in u n s sind: unserer Vernunft und unserer Erfahrung.“¹⁶

Hagauer ist weit davon entfernt, solche oder ähnliche Überlegungen anzustellen, und daran sieht man die begrenzte Reichweite seines Rationalitätsverständnisses; es ist die Kombination des Versuchs methodisch exakter Problembewältigung mit einem riesigen blinden Fleck, die Musil uns vor Augen führt. Diese Beschränktheiten Hagauers werden überdeutlich, als dieser dazu übergeht, den konkreten Fall zu prüfen:

„Bin ich, Gottlieb Hagauer,‘ fragte sich Hagauer ‚etwa an diesem peinlichen Vorfall schuld?‘ Er prüfte sich und fand keinen einzigen Einwand gegen sein eigenes Verhalten. ‚Ist ein anderer Mann, den sie liebt, die Ursache?‘ fuhr er in den Vermutungen einer möglichen Lösung fort. Es bereitete ihm aber Schwierigkeit, das anzunehmen, denn, wenn er sich zu objektiver Überlegung zwang, war nicht recht einzusehen, was ein anderer Mann Agathe Besseres bieten sollte als er. Immerhin, diese Frage konnte so leicht von persönlicher Eitelkeit getrübt werden wie keine andere, er behandelte sie darum auf das genaueste; dabei

16 Friedrich Nietzsche: Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile. In: F.N.: Sämtliche Werke. Studienausgabe in 15 Bänden. Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Bd. 3. München, Berlin/New York: Deutscher Taschenbuch Verlag/de Gruyter 1980, S. 43–44.

eröffneten sich ihm Ausblicke, an die er noch nie gedacht hatte, und plötzlich fühlte sich Hagauer nach Punkt *c*), confer Surway, auf die Spur einer möglichen Lösung gebracht, die über *d*) und *e*) weiterführte: Zum erstenmal seit seiner Heirat fiel ihm eine Gruppe von Erscheinungen auf, die seines Wissens nur von Frauen berichtet werden, in denen die Liebe zum anderen Geschlecht ganz und gar keine tiefe oder leidenschaftliche ist. Es war ihm schmerzlich, daß er in seiner Erinnerung keinen einzigen Beweis jener voll geöffneten und traumverlorenen Hingabe fand, die er vorher, in seiner Junggesellenzeit, an weiblichen Personen kennengelernt hatte, deren sinnliche Lebensführung außer Zweifel stand, aber es bot ihm den Vorteil, daß er nun mit voller wissenschaftlicher Ruhe die Zerstörung seines ehelichen Glücks durch einen Dritten ausschloß.“ (Musil, S. 950–951)

Professor Hagauer geht sehr systematisch vor, doch da der ihm vorstellbare Möglichkeitsraum von Motiven und Charakteren ein sehr beschränkter ist, führt ihn all seine Logik sehr schnell zu einer typologischen Lösung des Problems. Einfach zusammengefasst, sind es die folgenden Überlegungen:

1. Bin ich durch mein eigenes Verhalten die Ursache des Scheidungswunsches?

Das glaubt Hagauer ausschließen zu können – wie er zu diesem Resultat kommt, wird nicht expliziert. Kontextbezogen können wir erschließen, dass das eigene Verhalten wohl an geltenden Moral- und Schicklichkeitsstandards gemessen wird, also daran, ob es gegen allgemeine Regeln verstößt, die als solche gar nicht auf das Spezifische der Beziehungsebene Bedacht nehmen. Moralische Korrektheit und Handlungsorientierung an Konventionen sind die einzigen Parameter, die Hagauer hier in den Sinn kommen.

2. Liebt meine Frau einen anderen Mann, der daher als Ursache ihres Scheidungswunsches zu gelten hat?

Es ist hoch signifikant, wie Hagauer diese Frage beantwortet. Dass ihr ein anderer Mann „Besseres“ bieten könnte, erscheint ihm wenig plausibel – gemeint ist damit die gesellschaftliche Position und materielle Sekurität, die mit seiner eigenen Stellung als Schulleiter verbunden sind. Bei genauerer Überlegung zieht er die Möglichkeit einer sexuellen Vernachlässigung seiner Frau in Betracht, verwirft diese Variante jedoch, weil er in der Zeit seiner Ehe an ihr niemals jene „Symptome“ der Lust beobachten konnte, die er selbst nur aus seiner Junggesellenzeit beim Besuch von Prostituierten kennt. Dass das eheliche Verhältnis der sinnlichen Leidenschaft entbehrt, berührt Hagauer jetzt durchaus „schmerzlich“ (während er davor, genauer seit seiner Heirat, und die liegt immerhin fünf Jahre zurück, niemals daran gedacht hatte), ist ihm aber zugleich das klarste Anzeichen dafür, dass kein Liebhaber im Spiel sein kann.

Überlegt man, welche fragwürdigen Prämissen diesem messerscharfen Schluss zugrunde liegen, stößt man auf die folgenden: Eine Frau, die im Ehebett keine Lei-



denschaft zeigt, hat keine sexuellen Bedürfnisse; sie kann daher auch nicht sexuell vernachlässigt sein; und weil sie eben in eroticis keinen Mangel empfindet, sucht sie sich auch keinen Liebhaber. Der Scheidungswunsch hat daher weder etwas mit ihm, Hagauer, zu tun, noch mit dem sexuellen Begehren seiner Frau – bleibt nur ein Persönlichkeitsdefizit, und im Brief an seine Frau setzt ihr Hagauer denn auch deren Charakterschwäche auseinander, wobei er aber nicht an Merkmale ihrer Individualität denkt, sondern „einen geschlossenen Typus vor seinem geistigen Auge [sah]“, den er schließlich, um nicht den aus seiner Sicht zwar zutreffenden, aber doch unnötig kränkenden Befund „moralisches Blödsein“ zu verwenden, als „sozialen Schwachsinn“ bezeichnet. (Musil, S. 952)

Es bleibe dahingestellt, ob „sozialer Schwachsinn“ weniger kränkend als „moralisches Blödsein“ empfunden wird. Hervorzuheben ist jedenfalls, dass Hagauers Vorgehen, bei allem typologischen Reduktionismus, zu durchaus richtigen Ergebnissen führt – etwa dass seine Frau Agathe tatsächlich keinen Liebhaber hat, und dass Agathe sich von Hagauer zutreffend charakterisiert sieht.

Ins Allgemeine gewendet, spricht vieles für die Vermutung, dass Musils Roman uns zwar einerseits ein Panorama von Defizit-Mustern oder -Typen der Bewältigung der Probleme seiner Zeit vor Augen stellt, er aber andererseits nicht unterschlägt, zu welchen Leistungen diese Denkweisen durchaus fähig sind. Zeigen zu können, wie Erfolg und Defizit symbiotisch verbunden sind, ist von großem Wert, weil damit der so verbreiteten Illusion entgegengetreten werden kann, man müsse nur das Defizitäre beseitigen, um ein völlig zufriedenstellendes Modell des Denkens und der Lebensführung zu erhalten. Wäre dies so simpel, hätte sich Ulrich schon längst für ein „Subtraktionsmodell“ entschieden; sein so intensives Ringen um eine Alternative, um eine „taghelle Mystik“, um einen „anderen Zustand“ mündet aber in kein klares Gegenmodell, mit dem der Roman hätte abgeschlossen werden können.

Was kann aus diesen Überlegungen für das Programm einer hermeneutischen Habitusanalyse abgeleitet werden? Zumindest das Folgende scheint mir einige Plausibilität beanspruchen zu können: Wie an Hagauer ansatzweise demonstriert, aber auch auf viele andere Personen des Romans anwendbar, lässt sich typologisch ein Habitus herausarbeiten, dessen Spezifik nur dann nicht unterbestimmt bleibt, wenn auf die spezifische Verknüpfung von Elementen des Denkens, Fühlens und Wahrnehmens geachtet wird. Was von den konkreten Inhalten her gesehen eine unleugbare Variabilität aufweist, entpuppt sich aus der Perspektive der Typologie als eine systemische Festigkeit, die den kombinatorischen Möglichkeiten Grenzen setzt. Typen bilden in diesem Sinne heißt, in der Vielfalt möglicher Mischungsverhältnisse kontingenter Elemente jene ausfindig zu machen, die realiter eine Dominanz besitzen, weil sie subjektive Kohärenzbedürfnisse und -ansprüche besser erfüllen als andere, damit die angesprochenen Defizite besser verhüllen und so auch das Ausmaß kognitiver Dissonanz reduzieren. Besteht hier die Aufgabe darin, durch eine Typengenerierung eine Feinheit kombinatorischer Muster zu entwerfen, die analytisch allen simplen,

oft dichotomischen Klassifikationen überlegen ist, gibt es gar keinen triftigen Grund, auf literarische Entwürfe zu verzichten, nur weil diese „fiktiv“ sind. Ausgehend von solchen Typenbildungen gilt es dann natürlich, sich operationell der Anwendbarkeit in empirischen Untersuchungen zu vergewissern, um zumindest tentativ auch Aussagen über Häufigkeitsverteilungen machen zu können. Von besonderem Interesse ist insbesondere, welche soziale Konstellationen sich beim Aufeinandertreffen von Repräsentanten einzelner Typen ergeben; pointiert gesagt geht es zum einen um ein besseres Verständnis sozialer Mikrodynamiken, zum anderen um die Auswirkungen der Dominanz bestimmter Typen in einzelnen Handlungsfeldern, Institutionen und Organisationen.

Ersichtlich wird hier keiner intentionalistisch verkürzten Hermeneutik das Wort geredet. An den Reflexionen Hagauers interessiert daher in dieser Perspektive vor allem der ihm zur Verfügung stehende Wissensvorrat und der Verarbeitungsautomatismus, durch den er zu seinen Schlußfolgerungen gelangt. Auffallend ist dabei seine Unfähigkeit, sich auf die personale Beziehungsebene einzulassen und den eigenen Anteil am Zustandekommen der problematischen Ehesituation zu erkennen. Die Selbsteinschätzung im Lichte eines normativen Modells führt in die Irre, Emotionalität ist nichts, was jenseits einer Lustlogik eigenständige Bedeutung gewinnen könnte, zur Anwendung kommt eine Rationalität ohne Distanzierungsfähigkeit usw. Mindestens so wichtig wie das, was Hagauer in den Sinn kommt, ist der große blinde Fleck, den sein Denk- und Wahrnehmungsmuster produziert. Wieder allgemein formuliert: An den einzelnen Typen sind die spezifischen „bounded rationalities“ aufzudecken.¹⁷

III. Das politische Beispiel: „Wir passen auf dein Kärnten auf!“

Bei meinem zweiten Beispiel, das aus der Wahlwerbung der letzten Landtagswahl in Kärnten (2009) stammt, steht man vor anderen Problemen. Sofern man eine Wirksamkeit von Wahlwerbung unterstellt – die ja auch bestritten oder als äußerst gering eingeschätzt werden kann –, wird sie u. a. darauf beruhen, dass Wahrnehmungs- und Denkschemata angesprochen werden, die in (Teilen) der Bevölkerung tatsächlich vorliegen und daher eine spezifische Verarbeitung der „Botschaften“ nach sich ziehen.

17 Das Konzept der „bounded rationality“ ist vor allem durch die Arbeiten von Herbert A. Simon bekannt geworden. Dort geht es um Abkürzungsverfahren in Entscheidungsprozessen, etwa „elimination by aspects“ oder „satisficing“, deren Rationalität der Tatsache Rechnung trägt, dass entweder gar nicht alle Handlungsoptionen ernsthaft zur Disposition stehen oder es in Situationen unsinnig sein kann, nach vollständiger Information zu streben. In unserem Zusammenhang ist die Bedeutung von „bounded rationality“ etwas verschoben: Notwendige Komplexitätsreduktion ist als Merkmal ubiquitär, und die spezifische Art, in der sie durchgeführt wird, konstituiert einen Habitus. Vgl. als „klassisches Werk“ Herbert A. Simon: *Models of Bounded Rationality*. Cambridge, Mass.: MIT Press 1983.



Es liegt im Interesse von politischen Parteien, in der Öffentlichkeit durch eine Sprache präsent zu sein, die einen spezifischen Soziolekt indiziert und damit die gewünschte Appellfunktion besitzt. Charakteristisch für jeden politischen Soziolekt ist eine binäre Codierung, die darüber Klarheit schafft, wofür man steht und wogegen man sich zur Wehr setzen muss. Es ist daher bei allen zentralen Begriffen zu fragen, welche Dichotomie ihnen implizit zugrunde liegt – also welche die Gegenbegriffe sind, die einem Soziolekt erst seine charakteristische Valenz verleihen. Zudem ist es äußerst aufschlussreich, die Analyse mit einem Aktantenmodell¹⁸ anzureichern, das zwischen dem Auftraggeber, dem Subjekt, dem Anti-Subjekt oder Widersacher, den Helfern und dem Objekt unterscheidet. Nehmen wir die folgende Sequenz einer Wahlwerbung:

„Wir passen auf dein Kärnten auf. Garantiert. Gerhard. Uwe. Harald.“

Diese macht überhaupt nur Sinn, wenn der im Text namentlich nicht genannte Auftraggeber, auf dessen Kärnten aufzupassen die mit den Vornamen genannten Politiker versprechen, sofort und eindeutig identifiziert werden kann. Der Text selbst ist aber hochgradig indexikalisch, aus ihm ergibt sich das nicht, es bedarf einer Intertextualität, die diese Beziehung herstellt. Auf Intertextualität kann aber nur gesetzt werden, wenn es als hochwahrscheinlich eingeschätzt wird, dass die Adressaten durch den Text an den Bezugstext erinnert werden. Sinnerschließung findet durch eine Verarbeitung des Impliziten statt, wobei die Aktualisierung einer konnotativen Implikation gelingen muss, um das aus der Sicht der wahlwerbenden Partei gewünschte Resultat zu erzielen. Die Wirksamkeit hängt davon ab, dass es zu einer gleichsam spontanen Assoziation kommt, die vorreflexiven Evidenzcharakter besitzt.

Noch ein paar Hinweise auf das Aktantenmodell und die implizite Dimension: Auf etwas aufzupassen ergibt nur dann einen nachvollziehbaren Sinn, wenn es gefährdet oder gar bedroht ist. Sprechakttheoretisch ist der Satz „Wir passen auf Dein Kärnten auf“ als ein Versprechen oder gar Gelöbnis zu deuten, nicht als eine konstatierende Deskription. Diejenige Person, der hier etwas versprochen wird, ist der unsichtbare „Auftraggeber“, dem die Subjekte (Gerhard usw.) sich verpflichtet deklarieren. Wo von Kärnten (dem Objekt, auf das aufgepasst werden soll) bedroht sein soll, wird nicht genannt – was man sich in einer Wahlwerbung nur leisten kann, wenn mit großer Wahrscheinlichkeit damit zu rechnen ist, dass jede(r) in der Lage ist, die intendierte „richtige“ Auslegung selbst vorzunehmen.

18 Auf die strukturalistischen Ursprünge des Aktantenmodells, das von Vladimir I. Propp schon in den 1920er Jahren entwickelt und später von Algirdas J. Greimas in modifizierter Weise ausgearbeitet wurde, kann hier nur verwiesen werden. Eine kurze, sehr klare Darstellung bietet Johann Strutz: <http://wwwu.uni-klu.ac.at/jstrutz/semiotik/AJGreimas.pdf> [Stand: 2009-11-08].

Wie kann man diese Analyse mit dem Habitus-Konzept in Verbindung setzen? Ausgangspunkt ist die Überlegung, dass die Wirksamkeit einer derartigen Wahlwerbung davon abhängt, ob eine Kongruenz mit affirmativen Wahrnehmungs- und Denkmustern auf Rezipientenseite hergestellt werden kann. Eine Voraussetzung dafür ist etwa eine implizite Taxonomie, die einen Konnex zwischen „Kärnten“ und „aufpassen“ enthält. Nur wenn die Zuschreibung „bedrohtes Kärnten“ in alltäglichen Denkgewohnheiten verankert ist, kann als nächster Baustein die Nennung der „Verteidiger“ passend erscheinen.

Nach diesen paar Andeutungen kann bereits ein mögliches Forschungsprogramm skizziert werden, das eine neue, ergänzende Richtung der Habitus-Analyse darstellt. Es geht dabei um die Aufgabe, aus der Art und Konkretisierung der Wahlwerbung einen Habitus (oder eventuell auch mehrere Habitus) zu rekonstruieren, auf den diese zugeschnitten ist. Zum anderen lässt sich so auch klar aufzeigen, mit welchem Habitus sie nicht vereinbar ist.

Meine Überlegungen münden in den Vorschlag, die Habitusanalyse durch eine *systematische Konnotations- und Implikationsanalyse* zu erweitern. Deren Besonderheiten lassen sich durch eine Abgrenzung von der objektiven Hermeneutik präzisieren. Während die Erzeugung von Lesarten in der objektiven Hermeneutik eine Vielfalt möglicher Bedeutungen zum Resultat hat, von denen dann eine übrig bleiben soll, die durch den internen Kontext bestätigt wird und zur Aufdeckung einer objektiven Struktur führt, zielt eine Konnotations- und Implikationsanalyse darauf ab, kollektiv geteilte Sinnselektionen ausfindig zu machen, an denen besonders auch interessiert, welche Sinnfelder gar nicht in Betracht gezogen werden. Die Wirksamkeit (nicht nur) von öffentlichen Botschaften beruht geradezu darauf, dass bestimmte Assoziationsketten *nicht* in Gang kommen. Um es an einem einfachen, aber dennoch sehr instruktiven Beispiel zu verdeutlichen: Als vor einigen Jahren die den Fahrstil von Verkehrsteilnehmern beeinflussen wollende Parole „Gleiten statt hetzen!“ aufkam, dauerte es nicht lange, bis man an Autoscheiben Aufkleber entdecken konnte, die das Gegenteil propagierten: „Hetzen statt gleiten“, zugespitzt schließlich in einer aggressiven Variation: „Hetzt die Gleiter!“ Diese sprachspielerisch durchaus amüsante Verschiebung kann als Teil eines Entwertungsprozesses betrachtet werden, durch den eine im Kern überaus sinnvolle Devise assoziativ verfremdet wird und ins Gegenteil umschlägt. Die volle Bedeutung von „Hetzt die Gleiter!“ erfasst man nur bei Kenntnis der Ausgangsparole, sodass Intertextualität hergestellt werden kann. Als „krönender“ Abschluss schließlich sei das Überschreiten des semantischen Feldes hin zum klangmalerischen Wortspiel „Glättet die Heizer!“ erwähnt.

Assoziationsketten dieser Art entfalten ihren Reiz jenseits von Begründungen, in einem argumentativen Niemandsland – mit der Konsequenz, dass es ein Anrennen gegen Windmühlen wäre, sie mit kognitiv elaborierten Einwänden aus der Welt schaffen zu wollen. Eine genauere Analyse müsste allerdings in der Lage sein, zu unterscheiden, ob solche Parolen identifikatorisch besetzt werden oder als ironisch ge-



brochene Variationen kursieren, von denen man sich auch distanzieren kann, ohne dies als Niederlage zu empfinden.

Um zur Analyse politischer Öffentlichkeit zurückzukommen: Die Kritik an der oftmals als inhaltsleer und leerformelhaft etikettierten Wahlwerbung verfehlt deren Besonderheit, die gerade darin bestehen kann, auf Expliztheit zu verzichten.¹⁹ Es ist zu simpel gedacht, von der Eindeutigkeit des angestrebten Ziels (einer politischen Partei die Stimme zu geben) abzuleiten, auch die Werbebotschaft müsse immer auf Explizites setzen. Das „Conduit“-Modell sprachlicher Kommunikation²⁰ greift auch hier zu kurz, Sprache ist kein reines Transportmittel, das fixierte Bedeutungspakete von einem Sender zu einem Empfänger weiterleitet. Die Nicht-Berücksichtigung von Konnotationen und Implikationen wäre (nicht nur) in der Analyse politischer Botschaften ein schwerer Fehler.

Das Gelingen von Kommunikation hängt ganz allgemein davon ab, dass auf irgendeine Äußerung von A irgendeine Reaktion von B erfolgt, die von A und B als Antwort auf A's Äußerung interpretiert wird. Und A tut daraufhin etwas, was er/sie selbst (und B) als Antwort auf B's Äußerung empfindet. Das kann man sich am Schachspielen verdeutlichen: Weiß macht einen Zug, und Schwarz antwortet ebenfalls mit einem Zug. Beide sind innerhalb der Regeln frei, sich für Züge nach Belieben zu entscheiden. Nimmt jedoch B, nachdem A einen Zug gemacht hat, irgendeine Figur und wirft sie gegen die Wand, so ist das kein Zug (oder höchstens im Sinne der in diesem Fall euphemistischen Redewendung, dies sei ein unschöner Zug), d. h. jedenfalls keine regelkonforme Handlung innerhalb eines Schachspiels. Während aber im Schachspiel die Beachtung der Regeln unmittelbar überprüfbar ist und die Zahl der regulären Züge zwar riesig groß, aber nicht unendlich ist (so dass berechnet werden kann, dass die Zahl regelkonformer Stellungen 10^{40} beträgt), können mit Sprache bei Einhaltung generativer Regeln beliebig viele „Redezüge“ in die Welt gesetzt werden; zudem fehlt in vielen (aber nicht allen) alltäglichen Kommunikationsakten die konsequentialistische Bestätigung oder Zurückweisung von Bedeutungsgehalten.

Ist jetzt in einem strikten Sinne überprüfbar, was A und B mit ihren Äußerungen *gemeint* haben?

19 Gewisse Varianten von Diskursanalysen setzen genau hier an: Das Gesagte oder Geschriebene ist stets als Teil eines Diskurszusammenhangs zu interpretieren, durch den es erst seine signalhafte Bedeutung bekommt. Das Explizite ist gleichsam das „unschuldige“ Material, auf das man sich zurückziehen kann, wenn legitimatorische Probleme entstehen.

20 Vgl. zur „Conduit“-Metapher die knappe Zusammenfassung in Rainer Schützeichel: Soziologische Kommunikationstheorien. Konstanz: UVK 2004 (= UTB. 2623. Soziologie, Medien- und Kommunikationswissenschaft.) S. 20–21.

Um ein instruktives Beispiel zu bringen: In irgendeinem Film, dessen Titel ich schon vergessen habe, wird das Geschehen auf einer Party gezeigt. Ein Party-Gast erzählt einem anderen Besucher eine Geschichte (deren Inhalt hier nichts zur Sache tut). Dieser Gegenüber antwortet mit asiatisch-freundlichem Lächeln und permanenter Zustimmung. Das geht eine Zeitlang gut, bis der Erzähler der Geschichte misstrauisch wird und schließlich begreift, dass sein Gegenüber kein Wort versteht. Darüber verschafft er sich letzte Gewissheit, indem er diesen freundlichen Herrn mit im freundlichsten Ton vorgebrachten Beschimpfungen und Schmähungen überhäuft – was mit der gleichen freundlichen Zustimmung beantwortet wird wie alle anderen Äußerungen davor. Hier ist der kommunikative Defekt erkannt worden, aber wie viele Situationen mag es geben, in denen Verstehen nur unterstellt wird, ohne dass es zu einer „Nagelprobe“ kommt?

Mit Sprache untrennbar verbunden ist eine permanente Produktion von potentielllem Bedeutungsüberschuss. Ein Text ist also immer ein Interpretationsangebot, und die Miteinbeziehung von Konnotations- und Implikationsanalysen macht uns erst jene Verfahren transparent, durch die die enorme sprachliche Komplexität auf relativ eindeutige oder zumindest schmalspurige Bedeutungen reduziert wird. Geteilte subjektive Kohärenz der Bedeutungsketten konstituiert jene Kommunikationsgemeinschaften, aus denen sich eine Gesellschaft zusammensetzt. Ist diese Einschätzung korrekt, springt das Defizitäre soziologischer Analysen in die Augen, die auf eine elaborierte sprachtheoretische Fundierung verzichten zu können meinen.

Literaturverzeichnis

BERGER, PETER L.; LUCKMANN, THOMAS: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Mit einer Einleitung zur deutschen Ausgabe von Helmuth Plessner. Aus dem Amerikanischen von Monika Plessner. Frankfurt am Main: Fischer 1969. (= *Conditio humana*.)

BOURDIEU, PIERRE: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976.

BOURDIEU, PIERRE: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 685.)

ELIAS, NORBERT: Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Herausgegeben von Michael Schröter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2005. (= Norbert Elias: Gesammelte Schriften. 11.)



ENZYKLOPÄDIE PHILOSOPHIE UND WISSENSCHAFTSTHEORIE. Unter ständiger Mitwirkung von Siegfried Blasche [u. a.]; in Verbindung mit Gereon Wolters herausgegeben von Jürgen Mittelstrass. 4 Bände. Bd. 2: H–O. Stuttgart; Weimar: Metzler 2004, S. 85–90.

GIDDENS, ANTHONY: Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung. Aus dem Englischen von Wolfgang Föste. Frankfurt am Main; New York: Campus 1984. (= Campus Studium. 557.)

KRÄMER, OLAV: Denken erzählen. Repräsentationen des Intellekts bei Robert Musil und Paul Valéry. Berlin [u. a.]: de Gruyter 2009. (= Spectrum Literaturwissenschaft. 20.) [Vorher: Freiburg, Univ., Diss. 2008.]

KRAIS, BEATE; GEBAUER, GUNTER: Habitus. 2. Aufl. Bielefeld: transcript 2008. (= Einsichten: Themen der Soziologie.)

MUSIL, ROBERT: Der Mann ohne Eigenschaften. Herausgegeben von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978.

NIETZSCHE, FRIEDRICH: Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile. In: F.N.: Sämtliche Werke. Studienausgabe in 15 Bänden. Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Bd. 3. München, Berlin/New York: Deutscher Taschenbuch Verlag/de Gruyter 1980.

OEVERMANN, ULRICH [u. a.]: Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Herausgegeben von Hans Georg Soeffner. Stuttgart: Metzler 1979, S. 352–433.

SCHLEIERMACHER, FRIEDRICH D[ANIEL] E[RNST]: Hermeneutik und Kritik mit besonderer Beziehung auf das Neue Testament. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse und nachgeschriebenen Vorlesungen. Herausgegeben von Friedrich Lücke. Berlin: Reimer 1838. (= Friedrich Schleiermacher's literarischer Nachlass. Zur Theologie. 2.)

SCHLEIERMACHER, FRIEDRICH D[ANIEL] E[RNST]: Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers. Herausgegeben und eingeleitet von Manfred Frank. 4. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 211.)

SCHÜTZ, ALFRED: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1974. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 92.)

SCHÜTZEICHEL, RAINER: Soziologische Kommunikationstheorien. Konstanz: UVK 2004 (= UTB. 2623. Soziologie, Medien- und Kommunikationswissenschaft.)

SIMON, HERBERT A.: Models of Bounded Rationality. Cambridge, Mass.: MIT Press 1983.

SOZIALWISSENSCHAFTLICHE HERMENEUTIK. Eine Einführung. Herausgegeben von Ronald Hitzler und Anne Honer. Opladen: Leske & Budrich 1997. (= Uni-Taschenbücher. 1885.)

STRUTZ, JOHANN: Einführung in die Kultursemiotik. SoSe 2009./Schulen, Richtungen, Einzelpositionen III: A. J. Greimas. Online: <http://www.uni-klu.ac.at/jstrutz/semiotik/AJGreimas.pdf> [Stand 2009-11-08].



Quelle: Kleine Zeitung (Kärnten), Samstag, 21. Februar 2009, S. 23